

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 75 (2019)
Heft: 2

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Daniel Stökl Ben Ezra, Qumran. Die Texte vom Toten Meer und das Antike Judentum, UTB Jüdische Studien 3, Mohr Siebeck, Tübingen 2016.

462 S., ISBN 978-3-16-150693-2, € 34.99.

Mit diesem Lehrbuch legt Daniel Stökl Ben Ezra eine profunde Einleitung in die Qumranforschung vor. Im Vergleich zu dem bereits etwas älteren Standardwerk «Einführung in die Qumranforschung» von James C. VanderKam fällt nicht nur der doppelte Umfang, sondern auch die breitere Ausrichtung des neuen Lehrbuchs auf. Sie ist das Resultat der Überzeugung des Autors, dass sich die Welt des frühen Judentums nur im parallelen Studium aller antiken jüdischen Quellen erschliesst.

In Teil 1 des Buchs findet sich nicht nur eine ausführliche Darstellung der Entdeckungs- und Forschungsgeschichte der Schriftrollen und der Siedlung von Qumran, sondern auch eine konzise Buchkunde oder – in diesem Fall besser gesagt – Schriftrollenkunde mit Hinweisen zu Schrift und Schreiberpraxis sowie Überlegungen zur Textrekonstruktion und Textedition der Qumranrollen. Die darauf folgende «Kurze Geschichte Judäas in hellenistisch-römischer Zeit» sowie das Kapitel «Religiöse Bewegungen in Judäa» fassen das Wesentliche auf knappem Raum zusammen.

Teil 2 befasst sich mit der Archäologie und ordnet Schriftrollen und Siedlung in einen grösseren Kontext ein, wobei für die Siedlung Kirbet Qumran nochmals alle in der Forschungsgeschichte eingebrachten Deutungen und ihre Argumente ausführlich besprochen und geprüft werden. Von allen Varianten ist für den Autor die Verbindung von Siedlung und Schriftrollen sowie die Identifizierung der Bewohner mit den Essenern die einfachste und einleuchtendste Erklärung.

Teil 3 beleuchtet das Verhältnis von Qumran und Hebräischer Bibel. Dabei werden nicht nur die Erkenntnisse für die biblische Textkritik, sondern auch die Fragen des Kanons und der Schriftauslegung diskutiert. In Teil 4 werden die qumranspezifischen Texte (Damaskusschrift, Gemeinschaftsregel, Hymnenrolle, Kriegerrolle usw.) vorgestellt und auf ihre Trägerkreise und deren Rituale und Vorstellungen hin befragt. Teil 5 widmet sich den durch die Qumranfunde gewonnenen neuen Einblicken ins Antike Judentum, wozu natürlich auch das Urchristentum gezählt wird. Im ausführlichen Anhang finden sich ein Abbildungsverzeichnis, eine ausführliche Bibliographie, detaillierte Karten und Pläne, Zeittafel, Glossar, Quellenverzeichnis, Archäologische Loci sowie Personen- und Sachregister.

Die Zeit der Aufregung über eine angebliche Verschlussache Jesu ist in der Qumranforschung glücklicherweise vorbei. Auch geht Daniel Stökl Ben Ezra mit keinem Wort auf die durch die Bestseller von Dan Brown wieder angeheizten Spekulationen ein, die Schriftrollen würden brisantes Material über Jesus und Maria Magdalena enthalten. Trotz wohlthuender akademischer Nüchternheit kann und will sich der Autor seiner

durchaus sympathischen Begeisterung für die Sache nicht ganz enthalten. So schwärmt er etwa angesichts der Textfunde von 1947 vom unschätzbaren Wert dieser antiken jüdischen Zeugnisse für den werdenden Staat Israel. Im allgemeinen schliesst sich das Lehrbuch der wissenschaftlichen Mehrheitsmeinung an und nutzt – wie heute allgemein üblich – für die ehemaligen Besitzer der Schriftrollen von Qumran deren Selbstbezeichnung «Jachad». Für deren umstrittene Identifizierung mit den Essenern nimmt Daniel Stökl Ben Ezra argumentativ Ockhams Rasiermesser zu Hilfe: Die Annahme einer zwar den Essenern ähnlichen, aber uns unbekanntem Gruppe ist im Vergleich dazu ungleich komplizierter (siehe oben). Die Widersprüche der Essener-Darstellung in den Quellen erklärt Daniel Stökl Ben Ezra mit der Annahme unterschiedlicher Essener-Gruppierungen, die hinter der Damaskusschrift und der Gemeinschaftsregel stehen. Schon der jüdische Historiker Flavius Josephus unterschied Essener, die mit Familie und Kindern lebten, von zölibatär und in Gütergemeinschaft lebenden Essenergruppen. Die Unterscheidung bei Stökl Ben Ezra erfolgt analog: Erstere stehen hinter der Damaskusschrift, letztere hinter der Gemeinschaftsregel. Diese Unterscheidung hat hohe Plausibilität, weil sie einerseits Josephus folgt und andererseits, weil die Damaskusschrift selbst von Familien mit Frauen und Kindern spricht, während die Gemeinschaftsregel nur Männer erwähnt, die in Gütergemeinschaft leben. Im soziologischen Sinn ist dabei durchaus von einer «Sekte» zu sprechen, doch darf der pejorative Beigeschmack dieser Zuschreibung nicht zur Annahme verleiten, die Inhalte der Qumranschriften seien innerhalb des damaligen Judentums marginal. Im Gegenteil – und Daniel Stökl Ben Ezra versteht es gut, deren Inhalte für das Antike Judentum als Ganzes fruchtbar zu machen.

Seine Einleitung kann allen ans Herz gelegt werden, die sich für das Antike Judentum, das Urchristentum oder für Qumran interessieren.

Christian Metzenthin, Zürich

Jürgen Ebach, Das Alte Testament als Klangraum des evangelischen Gottesdienstes, Gütersloh 2016.

368 S., ISBN 978-3-579-08242-4, € 29.99.

Jürgen Ebach (*1945) führt den detaillierten Nachweis, dass die ganz gewöhnliche Sonntags-Liturgie in einem evangelischen Gottesdienst zutiefst vom Alten Testament durchtränkt ist. Aus einem «schlichten» detaillierten Durchgang durch die liturgische Ordnung seiner Bochumer Heimatgemeinde in 27 Abschnitten wird unbestreitbar klar, wie präsent das Alte Testament im Gottesdienst ist und dass es eine auch hier und heute nachhaltig prägende Kraft besitzt. Auf diese Weise will Ebach die vielfach vorgetragene Sicht von Notger Slenczka widerlegen, das Alte Testament sei im frommen Bewusstsein von Christinnen und Christen in der Gegenwart weniger wert als das Neue Testament

(vgl. zuletzt N. Slenczka: Vom Alten Testament und vom Neuen. Beiträge zu Neuvermessung ihres Verhältnisses, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2017).

Der Inhalt (ich nenne nachfolgend die Kapitelüberschriften sowie die Seitenzahlen des Kapitelanfangs) stellt sich folgendermassen dar:

Zur Einführung (13); Der Ort des Gottesdienstes oder: Wo wohnt Gott? (23); Glockenläuten (35); Lieder (42); Presbyterinnen und Presbyter (51); Im Namen Gottes (56); «des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes» (73), Amen (77); «Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn» – «der Himmel und Erde gemacht hat» (84); Psalm (88); «Ehr' sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist, wie es war am Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen» (110); Sündenbekenntnis (125); «Kyrie eleison» (131); Gnadenzuspruch und Gloria (142); «Der Herr sei mit euch» – «und mit deinem Geist» (148); Schriftlesung (158); Halleluja (172); Glaubensbekenntnis (176); Kollekte (204); Kanzelgruß (241); Predigt (256); Kanzelsegen (277); Abendmahl (280); Abkündigungen (299); Fürbittengebet (307); Vaterunser (317); Segen (331). Ein Literaturverzeichnis (344) und ein Register (358) runden den schön ausgestatteten Band ab.

Die Idee ist simpel, aber wegen ihrer Anschaulichkeit und empirischen Nachvollziehbarkeit geradezu genial. Die Sprache ist klar und auch für interessierte Laien gut nachvollziehbar (hebräische Ausdrücke z.B. werden immer übersetzt). Im Grunde wird im Zuge der Erläuterung des Gottesdienstes eine kleine Theologie des Alten Testaments entwickelt. Wie Ebach auf S. 13-16 erklärt, suchte er in Auseinandersetzung mit anderen vorliegenden Werken gleichen Titels für seine Hauptvorlesung «Theologie des Alten Testaments» nach einem plausiblen Darstellungsrahmen und einer inneren Kohärenz und fand sie in Rainer Albertz' Forderung, konsequent «auch die (gegenwärtige) Kirche zu ihrem Interpretationskontext zu machen». «In diesem Kontext wurde mir der gegenwärtige Gottesdienst zu einem ebenso reizvollen wie tragfähigen Klangraum des Alten Testaments im heute gelebten Christentum» (15). Der Aufweis der vielgestaltigen Bezugnahmen der aktuellen Liturgie auf alttestamentlichen Gedanken und Traditionen trägt sicher effektiv zur Wertschätzung des Alten Testaments bei – angefangen vom Kirchenbau als «Zelt», vom Glockenläuten als Schofar-Blasen, von der deuteronomistischen Namens-theologie des *In nomine patris* – mit abschliessendem Amen, vom Erbarmen Gottes und dem Gloria, den Kirchenliedern über die Psalmenlesungen (samt einer Theologie der Psalmen) und Responsorien, von einer Theologie des Opfers in Gestalt der Geldsammlung, vom Predigttext bis zur Abkündigung (als einer Art Prophetie), Fürbitter im Alten Testament (Samuel, Mose und Hiob) bis hin zum magischen Wort des aaronitischen Segens. Dabei werden Grundthemen alttestamentlicher Wissenschaft erkennbar.

Das Buch leistet einen Beitrag zur Liturgiewissenschaft; man kann sozusagen mit dem Buch in der Hand den Ablauf eines Gottesdienstes erhellend nachvollziehen. Das Werk leistet aber auch einen Beitrag zur Systematischen Theologie: Wenn man die Präsenz alttestamentlicher Denkfiguren im allsonntäglichen Gottesdienst bewusst durchschaut und ihre fundamentale Bedeutung erkennt, wird man weniger auf den Gedanken kommen, das Alte Testament zu degradieren. Allerdings ist mit Ebachs Studien nicht geklärt, ob das Alte Testament in seiner ganzen Fülle liturgisch legitimiert ist, oder eben

nur – was ja auch Slenczka zugesteht – in seinem partiellen Gebrauch. *Vetus testamentum in liturgia receptum* ist eine etwas eklektische Theologie. Denn es bleibt ein Faktum, dass nur geringe Bruchstücke der alttestamentlichen Literatur heute verwendet werden, während die grosse Masse der Texte des Alten Testaments auch der sehr aktiven Kirchengemeinde unbekannt bleibt.

Jedenfalls liefert Jürgen Ebach einen sehr wichtigen Baustein zur Verteidigung der Bedeutung des Alten Testaments in der Kirche, wofür ihm sehr zu danken ist.

Manfred Oeming, Heidelberg

Ulrich H.J. Körtner, Für die Vernunft. Wider Moralisierung und Emotionalisierung in Politik und Kirche, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2017.

172 S., ISBN 978-3-374-04998-1, € 15.00.

Das hier zu rezensierende Buch erschien vor etwa zwei Jahren. Während seiner Abfassung war die Flüchtlingskrise mit all ihren Problemen und gesellschaftlich-politischen Konsequenzen in vollem Gang, die Briten hatten beschlossen, die EU zu verlassen, Donald Trump wurde zum Präsidenten gewählt und in Europa zeigte sich allerorts eine Stärkung populistischer Strömungen. Vor diesem Hintergrund kommen Körtners Ausführungen zu stehen.

Der Autor setzt ein mit einer Diagnose des postfaktischen Zeitalters, dessen faktendistanzierte Tendenzen angesichts historischer Vorläufer besser als «kontrafaktisch» (13) zu beschreiben seien. Unbeschadet dessen diagnostiziert Körtner – in Übereinstimmung mit ähnlich lautenden Einschätzungen aus Soziologie und Politikwissenschaft – eine ernstzunehmende «Demokratiekrise» (23). Das Spezifikum seiner eigenen Analyse besteht in der Identifizierung zweier wichtiger Katalysatoren dieser Krise: einerseits einem verbreiteten Hang zur «Hypermoral» (Gehlen), andererseits einer «Politik der Gefühle» (41ff.), verstanden als politische Funktionalisierung von Emotionen. Körtner weist wiederholt darauf hin, dass gerade auch kirchliche Akteure und Repräsentanten an beiden Aspekten nachhaltig Anteil haben (vgl. 23f.), wobei er nicht zuletzt auf die durch Wolfgang Huber und seine Schüler vertretene Form der «öffentlichen Theologie» abzielt. Zunehmend sei eine «Re-Theologisierung der Politik» (57ff.) zu beobachten, die allerdings auch von dezidiert politisch Handelnden betrieben werde.

Der gesteigerten Bedeutung von Emotionalisierung und Moralisierung in der öffentlichen Meinungsbildung stellt Körtner das klare Plädoyer für einen «vernünftigen Diskurs» (55) entgegen, in dem eine entscheidende «Grundlage der modernen Demokratie» (ebd.) zu erblicken sei. Für die Frage nach dem Verhältnis von Politik und Religion bzw. Staat und Kirche positioniert er sich kritisch gegenüber dem Anspruch, wie er in der ersten These des gemeinsamen Sozialworts der EKD und der DBK (1997) geäußert wird: Die Kirchen wollten nicht selbst Politik machen, sondern Politik möglich

machen. Körtner orientiert sich stattdessen am Gedanken der «kritischen Solidarität», wie er in der «Demokratie-Denkschrift» entwickelt wurde (vgl. 64ff.). Zur Voraussetzung habe dieser die Annahme vernünftiger Besinnung auf politischer wie religiös-kirchlicher Seite gleichermaßen, wofür es «politische Vernunft» (81ff.) und «theologische Vernunft» (91ff.) in ein konstruktives Verhältnis zu setzen gelte. Theologie und Kirche kommt die Aufgabe zu, jene «kritische Solidarität» vor allem auch durch das öffentliche Insistieren auf Entmoralisierung und Entemotionalisierung zur Geltung zu bringen, das sich als Einübung der reformatorischen Unterscheidung von Gesetz und Evangelium begreifen lässt, die Körtner freilich stark von Barmen V her liest. Den damit benannten Anforderungen habe sich jede Form der «öffentlichen Theologie» zu stellen – an deren prinzipieller Berechtigung Körtner durchaus festhält.

Seine Gegenwartsdiagnose ist in weiten Teilen sehr überzeugend. Das Aufzeigen der problematischen Folgen einer gefühlsgesteuerten Moralisierung im Blick auf eigene sowie divergierende Standpunkte für den Aufbau der öffentlichen Meinung und der demokratischen Gesellschaft, nimmt einen entscheidenden Krisenfaktor in den Blick und sucht ihm normativ gehaltvoll etwas entgegenzusetzen. Angesichts gegenwärtig – nicht nur in der Theologie – vielfach anzutreffender Reserven gegenüber einem Rekurs auf aufklärerische Vernunft ist deren positive Hervorhebung durch Körtner wohlthuend. Dazu gehört auch die Betonung der Bedeutung des Kompromisses (vgl. 66. 86ff.), ohne dessen Kultivierung eine solche Gesellschaft schwerlich wird auskommen können, die zum einen pluralistisch verfasst ist, zum anderen aber kontinuierlich gegen die Fliehkräfte soziokultureller Segmentierung anarbeitet, um ein Mindestmass gesellschaftlicher Kohäsion zu gewährleisten.

Eine Rückfrage möchte ich hinsichtlich Körtners Identifizierung von Moralismus und «ethischer Theologie» formulieren. Sie zeigt sich nicht zuletzt, wenn er unter Rekurs auf eine Programmformel Rendtorffs gleich im Vorwort festhält: «Auch in den Kirchen lässt sich das Phänomen der Moralisierung beobachten. Vielerorts verbreitet ist die These, das Christentum sei in der Moderne in sein ethisches Zeitalter eingetreten» (5). Diese Identifizierung ist nur dadurch möglich, dass Moralisierung und Ethisierung unter der Hand gleichgesetzt werden, was Körtner selbst an anderer Stelle ausdrücklich zurückweist (vgl. 28). Diesbezüglich sei daran erinnert, dass es den unterschiedlichen Entwürfen ethischer Theologie nicht nur darum zu tun ist, christliche Themen im Ausgang menschlicher Lebensfragen zu rekonstruieren, sondern auch die Konfliktträchtigkeit von Moral herauszuarbeiten und die Notwendigkeit ethischer Kommunikation darzulegen. Ohne weitere Differenzierungen wird man eine Betonung des Ethischen in der Theologie jedenfalls nicht einfach mit Moralisierung gleichsetzen können. Eine entsprechende Vorsicht hätte Körtner vielleicht auch vor seinem herablassenden Bezug auf Menschenwürde, Menschenrechte, soziale Gerechtigkeit und Toleranz als «säkulare[...] Schwundstufen» (110) des Glaubens bewahrt.

Konstantin Plaul, Halle-Wittenberg

Cees van der Laan, Moesje Alt. 50 jaar zending in Nederlands-Indië, Uitgeverij van Wijnen, Franeker 2016

280 S., ISBN: 978-90-5194-530-0, € 25.95.

Das Buch des in Birmingham studierten und bei Hollenweger promovierten niederländischen Theologen beleuchtet Leben und Wirken einer besonderen Frau, die für die Entstehung und Verbreitung der Pfingstbewegung im ehemaligen Niederländisch-Indien, heute Indonesien, von grosser Bedeutung war. Als junge Frau wanderte Margot Alt (1883-1962) nach Java aus, wo sie zunächst als Kindermädchen und Krankenschwester arbeitete. Ihre missionarische Tätigkeit begann nach einer spirituellen Erfahrung, die sie zur Hinwendung zum Christentum bewegte.

In dieser geistlichen Arbeit fand sie ihre Lebensaufgabe. Dank ihrer inneren Überzeugung und ihrem klaren Verstand konnte sie glaubwürdig missionieren und zielstrebig organisieren. Sie hat sich mit ihrer Verkündigung und ihren Leitungsgaben trotz Malaria unermüdlich für bestehende Gemeinden eingesetzt und auch viele neue Gemeinden gegründet. Für allerlei Menschen wurde sie zu einer geistlichen Mutter (daher der Name «Moesje» – ein Kosename für «Mütterchen»).

Margot Alt war eine charismatische Frau, die nicht nur durch das gesprochene Wort, sondern ebenso durch ihre zahlreichen Veröffentlichungen – darunter auch Gedichte und Lieder – viele Menschen erreicht hat. Sie wurde auch wegen ihrer sozialen Arbeit sehr geschätzt. Es ist bewegend zu lesen, wie sie bereits früh die Gefahren des Nationalsozialismus und des Antisemitismus erkannte; auch wie sie später in der Zeit der grossen politischen Umwälzungen in Indonesien ihren Auftrag in Wort und Tat umgesetzt hat.

Moesjes farbige Begleittexte für das persönliche Bibelstudium zeigen, dass sie Lehre und Leben miteinander verbinden wollte. Ihre Erörterungen zu zentralen Glaubensfragen sind repräsentativ für eine aufgeschlossene Pfingsttheologie. Mehr als 50 Jahre ist sie in Indonesien tätig gewesen.

Diese Biographie zeigt erneut die Qualitäten von Van der Laan als Historiker. Anhand der verfügbaren Quellen sowie Erinnerungen von Zeitgenossen lässt er dieses ganze Leben – mit vielen Details – vor den Augen der Leser lebendig werden. Man spürt des Autors Sympathie für Margot Alt und sein Bestreben, ihr Leben zugleich objektiv zu beschreiben. Hinzu kommen die vielen Bilder, die dem Buch gut tun.

Dieses Buch füllt eine Lücke in der bisherigen Literatur über Missionsgeschichte. Das ist zu begrüßen. Umso mehr, weil die Pfingstbewegung mit ihren Millionen Mitgliedern im heutigen Indonesien die grösste christliche Gemeinschaft ist.

Jan Veenhof, Gunten

Wolfgang F. Stammer, Hans-Joachim Pagel, Theo Stammen (Hg.), **Über Krieg und Frieden.** Die Friedensschriften des Erasmus von Rotterdam, aus dem Lateinischen übersetzt von Hans-Joachim Pagel, Wolfgang F. Stammer und Werner Stingl, Alcorde Verlag, Essen 2018.

544 S., ISBN 978-3-939973-72-0, € 48,00.

«In einer Zeit, in der sich wieder einmal Abgründe auftun und der Frieden – und nicht nur der Frieden, sondern die Schöpfung als Ganzes – mehr denn je einer kaum mehr beherrschbaren Bedrohung ausgesetzt ist, fühlen wir [...] uns deshalb aufgerufen, mit diesem Band, der erstmals sämtliche Friedensschriften in sich vereinigt, diese Sehnsucht nach Frieden im und aus dem Geist des Erasmus weiter zu schüren und lebendig zu erhalten.» (11) So begründet Wolfgang F. Stammer in seinem Vorwort das vorliegende Unternehmen; das «deshalb» bezieht sich auf die Erwartung, dass Erasmus' Gedanken sich «letztlich auf eine geheimnisvolle Weise nicht weniger machtvoll als alles Aufrüsten mit Worten und Waffen» erweisen werden, «indem sie rational und mit Leidenschaft argumentierend an das Gute im Menschen appellieren» (ebd.). Ob diese Erwartung nicht zu optimistisch ist, wird sich zeigen. Jedenfalls ist diesem Impuls eine überaus sorgfältig gemachte Ausgabe zu verdanken.

Abgedruckt sind in dem Band in chronologischer Reihenfolge: die «Oratio de pace et discordia» des etwa zwanzigjährigen Erasmus, der «Iulius exclusus», ein Brief an den Abt Anton von Bergen aus dem Jahre 1514, das Adagium 3001 («Dulce bellum inexpertis») der Basler Fassung der Adagia von 1515 nach der letzten vom Autor selbst besorgten Ausgabe von 1536, drei Kapitel aus der «Institutio principis christiani», selbstverständlich die «Querela pacis», drei Abschnitte aus den «Colloquia familiaria» und zuletzt die «Ultissima consulatio de bello Turcis inferendo» von 1530 in einer ersten vollständigen Verdeutschung. Jedem Text vorangestellt ist eine Einleitung, die ihn nicht nur biographisch und historisch einordnet, sondern auch über die Textgeschichte und die jeweilige Textgrundlage Rechenschaft ablegt.

Die zusammengestellten Schriften sind allesamt bekannt – am wenigsten vielleicht noch die erste und die letzte sowie der Brief. Der Wert des Bandes liegt also nicht in den Einzeltexten, sondern in der Zusammenstellung selbst, die den Lesern eine Übersicht über die Behandlung des Themas durch Erasmus während dreier Jahrzehnte ermöglicht und dem grossen Humanisten in der aktuellen Debatte um Krieg und Frieden erneut eine gewichtige Stimme verleiht. Dazu besonders hilfreich sind die den Texten vorangestellten drei Essays in der Sache ausgewiesener Autoren, auf die ich mich im Folgenden konzentriere.

Theo Stammen legt in seiner Einführung «Erasmus und die Friedensschriften» sein Augenmerk besonders auf die literarischen Formen. Denn die «hier vorgelegte Edition der Friedensschriften bietet so auch einen Überblick über die Stil- und Literaturformen, in denen Erasmus seine konkrete Zeitanalyse wie seine therapeutische Botschaft an die Zeitgenossen formuliert» (21). Der Brief «eröffnet andere Wege als eine Sammlung von Adagia oder eine Zusammenstellung vertrauter Dialoge zu Lehrzwecken; die

Satire bietet andere Möglichkeiten als ein Fürstenspiegel – eine Gattung, die auf Xenophons «Kyropädie» (im Text heisst es fälschlich: «Kyropädie», 24) und Senecas «De clementia» zurückgeht und derer sich Erasmus mit seiner «Institutio» bedient. Diese form- und gattungsgeschichtlichen Hinweise helfen ungemein, die Texte des Erasmus nicht flüchtig zu lesen; sie verleihen ihnen Relief und Tiefenschärfe.

Das Bild des «Gelehrten und Schöngeltes, der, bar starker Leidenschaften, den großen Kämpfen seiner Zeit tunlichst aus dem Weg zu gehen» versucht (31), modifiziert Volker Reinhardt in seinem Beitrag «Ideal und Augenmaß» über «Erasmus und die Politik seiner Zeit». Richtig ist, so Reinhardt, «dass der fromme Humanist Erasmus dem zerstörerischen Egoismus des Menschen, speziell der Mächtigen, misstraute, daher die Extreme hasste und statt der schnellen und gewaltsamen Aktionen langfristige und nachhaltige Lösungen bevorzugte. Doch das schloss nicht aus, da, wo ihm die Zustände unhaltbar schienen, mit beißender Kritik und ätzendem Spott zuzuschlagen – allerdings mit gewissen Vorsichtsmaßnahmen.» (ebd.) Diese These verifiziert Reinhardt am «Julius exclusus», dessen Autor zu sein Erasmus stets bestritten hat, und an der «Institutio», die er als kühnen Gegenentwurf zum kriegerischen Ethos des Adels versteht. Reinhardt hat über Francesco Vettori geschrieben, über die Borgia-Päpste und Machiavelli – dieses breite Wissen erlaubt es ihm, Vergleiche mit Letzterem und mit dessen Weggefährten Francesco Guicciardini zu ziehen, die Kontroverse mit Luther theologisch auf den Punkt zu bringen und schließlich die Perspektive bis zu der resignativen Feststellung Montaignes (er fehlt im Register!) zwei Generationen später ausziehen, kein Streit sei so erbarmungslos wie der christliche.

«Pazifisten, Bellizisten, Scholastiker – drei Grundhaltungen zu Krieg und Frieden in der Renaissance» stellt der spanische Kirchenhistoriker Mariano Delgado vor. Dabei geht es um die Frage, «ob der Krieg angesichts der *conditio humana* in bestimmten Situationen nicht auch ein «notwendiges Übel» sei, ein Faktum, auf das man sich vorbereiten und das man völkerrechtlich regeln sollte, ja, ein Mittel zur Friedenssicherung durch präventive Abschreckung potentieller Aggressoren» (ebd.). Neben Juan Luis Vives ist Erasmus der exponierteste Vertreter der pazifistischen Richtung, deren elementare Voraussetzung eine optimistische Anthropologie darstellt. Diese Prämisse teilen eben die Bellizisten nicht. Unter dem Begriff «Scholastiker» fasst Delgado einige katholische Theologen zusammen, für die der Krieg eine ethisch-moralische Gewissensfrage darstellt; im weiteren Sinn gehört auch der berühmte Las Casas hierher, dessen Anthropologie quasi-erasmische Züge trägt: «So kann man zum Abschluss sagen, dass erasmisches Friedensdenken im Alten Europa angesichts der Konfessionskriege und der Türkengefahr nicht nur verhallte. Als *dascasisches* Denken verschaffte es sich auch im Schatten der Eroberung und Evangelisation der Neuen Welt nachdrücklich Gehör» (78), allerdings leider, ohne viel zu bewirken.

Die Schwäche erasmischer Gedanken ist wohl tiefer begründet als in der politischen Faktizität. Am besten hat ihr vielleicht der mit einem untrüglichen psychologischen Gespür begabte Stefan Zweig in seinem 1934 erschienenen Buch «Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam» Ausdruck verliehen: dass nämlich «Ideal und

Augenmaß» eben doch erkaufte sind mit einem Mangel an Blindheit aus Leidenschaft, an vitaler Vereinnahmung und Hingabe – oder mindestens ihre dialektische Kehrseite darstellen.

Es ist ein wunderschönes Lesebuch geworden, wozu die 86 hervorragend gedruckten Abbildungen ein gutes Teil beitragen. Anmerkungen, Bibliographie, Bildnachweis und Register schliessen den geradezu luxuriös wirkenden Band ab. Man kann dem Buch nur weite Verbreitung wünschen – und noch mehr dem Geist, der aus ihm spricht.

Hermann-Peter Eberlein, Wuppertal

*Christoph Elsas, **Mystik in der Globalisierung.** Diskurs und Traditionen der Chaldäischen Orakel im Kontext heutiger Religionsbegegnung. Rückfragen an Zarathustra, Gnosis, Platonismus und Augustin mit Übersetzung der Orakelfragmente und erläuternder Texte des Christen Psellos und des Hellenisten Numenios, EB Verlag, Berlin 2017*

432 S., ISBN 978-3-86893-249-2, EUR 69.00.

Christoph Elsas (Universität Marburg) gehört zu den renommierten dialogisch orientierten Religionswissenschaftlern. Angesichts der auf die Gegenwart ausgerichteten dialogischen Zielrichtung dieser Arbeit im Horizont antiker esoterischer Orakel taucht allerdings die Frage auf, wie von dort der Bogen zu einer heutigen Religionen-Begegnung geschlagen werden soll.

Immerhin: Elsas geht es grundsätzlich um ein mythisches, symbolisches und universelles Welt-Verstehen, so *Kapitel 1* (11-21). Eine entscheidende Zugehensweise bildet für ihn die *«Archäologie des Wissens» von Michel Foucault*. Auch bezieht er sich auf *Ernst Cassirers* Darlegungen zu religiösen Symbolisierungsprozessen, die es ermöglichen. «Astrologie, Alchemie oder eben die Chaldäischen Orakel als antike Sinnsysteme [zu] verstehen» (12).

Im *2. Kapitel* (23-139) kommt ausführlich Religion und Globalisierung im heutigen westeuropäischen Diskurs zur Sprache. Von daher lässt sich dann ab *Kapitel 3* die Rezeptionsgeschichte der Chaldäischen Orakel erschliessen. Hier betont Elsas einen wichtigen Reflexions-Zusammenhang von Religionswissenschaft und Theologie im Blick auf religiöse Pluralität und Toleranz (2.1). Dazu zeigt er, wie die Denkmodelle von Atheismus, Polytheismus und Monotheismus (2.2) zusammen mit Formen von Dualismus (2.3) in der Geschichte stark variierende Vorstellungen hervorgebracht haben.

Das gilt wohlgernekt bereits seit der Antike im Mittleren Osten und im gesamten Mittelmeerraum. Europa ist – so gesehen – bis heute immer wieder religiöses Einwanderungsland.

Die Orakel-Fragmente und ihre Rezeptionsgeschichte (*Kapitel 3-7*): Nach diesen Rückfragen aus heutiger Perspektive geht es ab *Kapitel 3* (141-150) um die forschungsgeschichtlichen Ergebnisse zu den Chaldäischen Orakeln.

Der Verfasser verdeutlicht (3.1), dass die Orakel bereits im 2. Jh. n.Chr. im Umfeld von Hermetik und Gnosis und besonders des syrischen Platonikers *Numenios* von *Apameia* eine wichtige Rolle spielen. Diese sind im Kontext der Synkretismen des antiken Vorderen Orients und des Mittelmeerraums zu sehen. Insgesamt spiegeln die Orakel neben zoroastrisch-dualistischen Tendenzen Elemente der hellenistischen Götterwelt und des platonischen Denkens. Doch mit der «Archäologie des Wissens» ist zunächst die während Renaissance und Aufklärung verbreitete Rezeption der Orakel als zoroastrische Weisheit zu dekonstruieren (3.2).

Der Autor beschreibt im *Kapitel 4* (151-203) die christliche Kommentierung der Texte durch den Universalgelehrten *Michael Psellos* im 11. Jh. Bei Psellos sind die meisten der Orakeltexte überliefert. Elsas hat sie erstmals in deutscher Übersetzung publiziert. Sie bilden eine Etappe der griechischen Rezeptionsgeschichte und einen Brückenschlag in die byzantinische Theologie.

Im *Kapitel 5* (205-252) steht die neuplatonische Philosophie des auch politisch hoch geschätzten *Plotin* mit seiner kosmischen Mystik (5.1) zusammen mit der Diskussion, die er mit Anhängern von *Numenios* und der Gnosis führte, denn diese nehmen weitere Veränderungen vor.

Schließlich kommt als lateinischer Theologe Augustinus von Hippo (354–430) ausführlich zur Sprache (5.2). Selbst dieser große Theologe integriert Elemente in seine Theologie, die an die iranisch-chaldäisch geprägte Manichäer-Gnosis anklingen – wohlgemerkt: trotz seiner Abwendung vom Manichäismus. Aber für die Formulierung der Eigenständigkeit seiner Gnadenlehre bietet ihm die eigene Neuinterpretation plotinischer Lehren eine Stütze.

Um die Chaldäischen Orakel noch genauer zu erschliessen, legt Elsas in *Kapitel 6* (253-273) erstmals die *Kontexte der Orakel in den Fragmenten des Numenios* in deutscher Übersetzung vor! Daran schliesst sich in *Kapitel 7* (275-315) die Erörterung der Eignungspotentiale der kosmischen Mystik an, ehe sie neuplatonisch und christlich interpretiert wurden.

Elsas stellt in diesem Zusammenhang natürlich die Göttin Hekate (zugleich als Weltseele) vor sowie vergleichbare weibliche Gottheiten griechischer und orientalischer Herkunft (7.2) in ihrer Funktion für die Übergänge in andere Welten (7.3, vgl. 293 und 165). Es sind zugleich Themen von Abstieg und Wiederaufstieg der Seele aus der Materie in das reine Licht (312).

Elsas sieht im *Kapitel 8* (317-361) Potentiale von Mystik in heutigen Religionskontakten von dorther grundgelegt, auch über die Traditionsstränge (8.1) im Anschluss an Dionysios Areopagita. Die von Areopagita repräsentierte Verbindung von Neuplatonismus und Christentum hat die mittelalterliche Mystik sowohl christlich wie islamisch geprägt. Das lässt sich z.B. an Rumi (8.2), aber natürlich ebenso bei Hildegard von Bingen und bei Meister Eckhart (8.3) zeigen. So kann Elsas heutige Entsprechungen

heranziehen, besonders bei dem kurdischen Islam-Gelehrten Bediüzziman Said Nursi. Noch weiter: Elsas gibt zum Schluss einen Ausblick auf fernöstliche Ähnlichkeiten im Daoismus und im japanischen Buddhismus.

Im Grunde erfordern all diese erstaunlichen Verbindungslinien eine *panentheistische* Korrektur traditioneller (christlicher) Gottesvorstellungen (361).

Für die Fülle des vom Autor verarbeiteten Materials wäre ein Sach- und Personenregister hilfreich gewesen, in dem auch die Chaldäischen Orakel thematisch noch weiter aufgeschlüsselt würden. Davon abgesehen: Dem Religionswissenschaftler gelingen durch die Struktur seiner Darstellung – im Horizont der Foucaultschen Archäologie des Wissens – Chancen für einzelne Traditionen übergreifende Glaubensverständnisse.

Gerade die Rezeptionsgeschichte der Chaldäischen Orakel zeigt mystische Strömungen in ihrer Fähigkeit, Unterschiedliches eigenständig weiter zu entwickeln. Und so bilden diese antiken Texte Anstöße für eine Begegnung der Religionen auf globaler Ebene, die sich auf die visionäre Kraft dialogischer Mystik berufen kann.

Reinhard Kirste, Dortmund

Regina Polak, Migration, Flucht und Religion. Praktisch-Theologische Beiträge. Band 1: Grundlagen. Band 2: Durchführungen und Konsequenzen, Matthias Grünewald Verlag, Ostfildern 2017

Band I: 285 S., ISBN 978-3-7867-3088-0, € 28.00.

Band II: 334 S., ISBN 978-3-7867-3104-7, € 32.00.

In zwei Sammelbänden mit insgesamt 16 Beiträgen gibt Regina Polak Einblick in ihre über 10 Jahre währende Forschung zum Themenfeld Migration, Flucht und Religion. Die Beiträge wurden bis auf zwei bereits an anderen Orten publiziert, meistens in Zeitschriften. Die Herausgabe einer Sammlung ihrer Aufsätze hat den Vorteil, dass die einzelnen Beiträge einfacher zugänglich sind, besser wahrgenommen werden, und dass die Leserin eine Art Synopse von Polaks Denken zu Flucht und Migration erhält. Redundanzen können durch eine solche Anlage nicht vermieden werden.

Die Besonderheit der Bände liegt in ihrer katholischen und praktisch-theologischen Perspektive. Katholische Migrationsgemeinden sind in der Forschung zu Religion und Migration nämlich bislang nur am Rande Thema, auch wurden katholische Lehramtstexte wenig ausgewertet. Die Praktische Theologie, anders als die Missionswissenschaft, beschäftigt sich erst seit kurzer Zeit mit dem Thema Migration. Keinesfalls sind die Bände aber einseitig. Die Autorin bearbeitet die Thematik interdisziplinär. Schlüsselwerke und -begriffe zur Thematik aus der protestantischen und katholischen Missionswissenschaft werden ebenso verwendet wie religionswissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Zugänge.

Die vier Beiträge des ersten Teils des ersten Bandes treten gegen die Migrationsblindheit der Theologie an. Die Theologie bietet Ansatzmöglichkeiten, Potentiale von Migrationsbewegungen in den Vordergrund zu stellen. Biblische Perspektiven auf Migration können als Seh-Hilfe, als Frühwarnsystem, aber vor allem auch als Hoffnungsstifter für einen adäquaten Umgang mit zeitgenössischer Migration dienen.

Die wiederum vier Beiträge des zweiten Teils widmen sich sozialwissenschaftlichen, empirischen Zugängen zu Religion im Kontext von Migration. Es werden nicht nur Forschungsergebnisse diskutiert, sondern auch hilfreiche methodische Herangehensweisen vorgestellt. Die empirischen Beiträge diskutieren die Konzepte von Integration und Inklusion, sie orientieren sich auch an der Frage, welche Rolle Religiosität im Migrationsprozess spielt. Insbesondere zu Veränderungen der sozio-religiösen Situation im Ankunftsland bedarf es weiterer Forschung. Die Stärke der empirischen Beiträge liegt darin, dass katholische Gemeinden untersucht werden. Gleichzeitig erhält die Leserin Einblick in die andernorts wenig berücksichtigte Situation in Österreich, die durch die katholische Mehrheitsbevölkerung und eine vielfältig präsente christliche Orthodoxie durchaus ein spannendes Forschungsfeld ist. Die Ergebnisse der empirischen Forschung gehen leider wenig über eine Aufzählung hinaus und könnten noch stärker ausgewertet werden. Es wäre darüber nachzudenken, warum sich auch die theologisch-empirische Forschung rund um das Konzept der Integration dreht. Gäbe es nicht andere theoretische Grundlagen, die für die theologische Forschung interessanter wären? Bausteine dafür sind in Polaks zweitem Band zu finden.

Im ersten Teil des zweiten Bandes steht die Frage der Convivenz im Zentrum: wie leben wir in einer Migrationsgesellschaft zusammen und welche Herausforderungen stellen sich dabei für Theologie und Kirche? Das Zusammenleben in Vielfalt und Verschiedenheit wird als Schlüsselfrage im 21. Jahrhundert herausgearbeitet. Modelle sind gefragt, die Homogenitätsroutinen entgegenreten können. Es wird das Modell der Convivenz entfaltet, das auf den Missionswissenschaftler Theo Sundermeier zurückgeht, und Teilhabe auf der Ebene gesellschaftlicher Netzwerke in Lebens-, Lern- und Feieryemeinschaften ermöglicht. In einem solchen Modell steht das Miteinander und nicht das Für-Jemanden im Vordergrund. Polak macht sich darüber hinaus dafür stark, die biblischen Diversitäts-Narrative zu etablieren und kritisch zu reformulieren, um Migration in Europa zu deuten. Weiter wird das Modell der Katholizität als ein sinnvolles Modell benannt, um mit Herausforderungen, die durch Migration entstehen, umzugehen. In allen Beiträgen steht immer wieder die bibeltheologische Perspektive im Zentrum, in der Migration und Diversität nicht als Übel bekämpft, sondern als Ausgangspunkt für grosse, heilvolle Veränderungen bezeichnet werden.

Der zweite Teil des zweiten Bandes liefert Bausteine für eine Theologie der Migration. Es werden Dokumente des Zweiten Vatikanums wiederbelebt. Welches nicht ausgeschöpfte Potential birgt *Gaudium et Spes* und welche Folgen hat die Kategorie *Zeichen der Zeit*? Migration als *locus theologicus* wird mehrfach ausformuliert: Migration generiert theologische Aussagen und ist selbst eine Erkenntnisquelle. Die spirituelle Tiefendimension, die Migration mit sich bringt, wird ausgeleuchtet. Inwiefern sind die

menschlichen Grundstimmungen von Angst und Trauer, von Freude und Hoffnung im Kontext von Migration bedeutsam? Die Heim-Suchung von Migranten und Migrantinnen, die Suche nach einer neuen Heimat, ist mit einer Heimsuchung Gottes zu vergleichen. Dazu braucht es in erster Linie eine veränderte Praxis der einheimischen Bevölkerung, die in Migration auch ein Zeichen der Globalisierung der Humanität sieht, die viele Menschen bereits heute dafür kämpfen lässt, dass wir in einer Welt leben können, in der genug für alle da ist.

Die ressourcenorientierte Wahrnehmung von Migration steht klar im Vordergrund. Beide Bände enthalten hoffnungsvolle Perspektiven auf eine vielerorts negativ konnotierte Thematik. Darüber hinaus spricht Regina Polak deutliche Worte: wir müssen als Christen und Christinnen auf die sogenannte Flüchtlingskrise reagieren. Dabei gilt es, Probleme zu benennen, die «Anderen» als Subjekte und nicht als Objekte unserer Fürsorge zu sehen und klare Stellungnahmen gegen den Rechtspopulismus zu beziehen. Polak warnt vor menschenfeindlich-rassistischer Politik, die heute im Kontext von Migration und Flucht zunimmt.

Claudia Hoffmann, Basel

Josef N. Neumann, Behinderte Menschen in Antike und Christentum. Zur Geschichte und Ethik der Inklusion, Reihe «Standorte in Antike und Christentum» Bd. 8, Verlag Anton Hiersemann, Stuttgart 2017

258 S., ISBN 978-3-7772-1713-0, € 49.00.

Der emeritierte Medizinprofessor, bis 2011 Leiter des Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin an der Universität Halle, legt hier ein thematisch weit ausgreifendes und engagiertes Buch vor. Der Rahmen von Anfangs- und Schlusskapitel widmet sich gewichtigen medizinethischen Fragestellungen um Lebensrecht und gesellschaftliche Inklusion von körperlich behinderten Menschen. Die methodologischen Diskussionen der heutigen *disability studies* sind dem Autor vertraut (vor allem in deren deutschsprachigem Zweig); doch wählt er für sein Inklusions-Plädoyer einen eher pragmatischen als theoretisierenden Zugangsweg. Die dazwischenliegenden acht Kapitel beschreiben historisch die praktische und gedankliche Wahrnehmung behinderter Menschen vom Alten Orient bis ins 19. Jh. Das Ziel ist, «ein möglichst differenziertes Bild der sozialen Prozesse» aufzuzeigen, wie «Vorstellungen von Normalität gebildet und durchgesetzt, Menschen auf Grund ihres körperlichen Erscheinungsbildes sowie psychischen und sozialen Verhaltens geduldet oder marginalisiert, Entscheidungen über gesellschaftliches Dazugehören [...] zu bestimmten Zeiten anerkannt und im Fortgang der Geschichte an neuen weltanschaulichen und sozialen Bedingungen verändert wurden» (20).

Diese anspruchsvolle Fragestellung über drei Jahrtausende zu verfolgen, muss jeden Autor überfordern, geschweige dass jemand die weit verstreut publizierten For-

schungsergebnisse überblicken kann. Ein Schwerpunkt von Neumanns Ausführungen ist darum die Antike in ihrer profanen und christlichen Gestalt, was dem Titel und der Buchreihe sowie der besonderen Quellenkenntnis des Autors entspricht. Hier kann er seine umfangreiche Materialsammlung ausschreiben, die er 2012 konzis im *Reallexikon für Antike und Christentum* unter dem Lemma «Missbildungen» veröffentlichte. Gelegentliche Ergänzungen im Blick auf andere körperliche und verhaltensmässige Behinderungen werden allerdings dem generalisierenden Buchtitel *Behinderte Menschen* zu wenig gerecht.

Der Zugang zur paganen Antike ist breit angelegt: Mythologie, Naturphilosophie und Medizin (besonders ausführlich), Hellenismus (realistisch-überspitzte Statuetten!) bis Spätantike. Von einer «Geschichte und Ethik der Inklusion» wird hier allerdings kaum etwas sichtbar; im Gegenteil zeigen sowohl mythologische wie hochphilosophische Vorstellungen elementare Separation. Doch da wir bekanntlich nur Oberschichtszeugnisse zur Verfügung haben, können wir leider nicht wissen, ob die alltäglichen Erfordernisse der Unterschicht (vermutlich mit besonders vielen Behinderten) zu ähnlich separierenden Vorstellungen und unsolidarischen Praktiken führten oder/und nicht.

Altes und Neues Testament werden stiefmütterlicher behandelt als die Kirchenväter. Hier findet Neumann neben Separierendem auch Diakonie sowie die Zulassung von Körperbehinderten zu kirchlichen Ämtern (allerdings beachtet er nicht, ob eine solche Behinderung schon vor der Amtseinsetzung bestand oder erst später begann). Auf eine wiederum stiefmütterliche Darstellung des Mittelalters folgt ein interessanter Blick auf Darstellungen von Hof-Zwergen und -Narren sowie auf erstaunliche Renaissance-Gemälde mit Maria und Kind, dessen körperliche Merkmale uns an Trisomie 21 denken lassen. Leider wagte bis heute kein Kunsthistoriker ein fachliches Urteil über diese Gemälde, die vor allem von Andrea Mantegna stammen. Neumann stülpt ihnen wohlweislich keine modern-medizinische Diagnose über, sondern fragt nach ihrer damaligen Funktion als Andachtsbilder. Ein weiteres Kapitel beschreibt den Weg von der Aufzählung von Monstern bis zu einer wissenschaftlichen Teratologie im 19. Jh.

So sehr ein solcher (notgedrungen eklektischer) historischer Überblick zu beeindrucken vermag, stellt sich doch die Frage, ob nicht zuerst noch sehr viel mehr Detailforschung nötig wäre, bis ein seriöser Überblick möglich würde (diese kritische Frage richtet sich ebenso an den Rezensenten, der selber vergleichbare Überblicke publiziert hat). Allzu gross ist das Risiko von voreiligen Urteilen und Wertungen. Dazu ein Beispiel: Neumanns generelle Bemerkung, dass die Hoffnung auf ein gesundes Kind und die Angst vor Missbildung oder Krankheit in jeder Schwangerschaft erlebt werde (1), tönt zwar plausibel, aber reibt sich mit dem (von Neumann nicht erwähnten) Befund der unzähligen antiken magischen Rituale für schwangere Frauen, die in paganer wie in jüdischer oder christlicher Spielart begegnen. In diesen Beschwörungen geht es ausschliesslich um das Überleben von Mutter und Kind, doch seltsamerweise nie um die Bitte für ein gesundes bzw. nicht-behindertes Kind.

Unabhängig von solchen kritischen Anfragen ist das ethische Schlusskapitel zu würdigen. Hier werden heikle Themen angegangen, wobei der Medizinethiker den ex-

klusiven Deutungsanspruch der heutigen Medizin in Frage stellt: Medizinische Praktiken an intersexuellen Menschen; nicht-invasive pränatale Diagnostik und deren Auswirkungen auf eugenische Gelüste nach einer Behinderten-freien Gesellschaft; dabei macht der Autor auf den oft verdrängten Umstand aufmerksam, dass nur 5% der Behinderungen genetisch bedingt seien, wogegen der Rest durch exogene Einflüsse vor oder nach der Geburt entstehe. Unter Verweis auf Kant, der den kategorischen Imperativ an das menschliche Kollektiv bindet, und auf Habermas («als vorpersonales Wesen genießt der Embryo Anerkennung um seiner selbst willen») entwickelt Neumann eine Ethik der gegenseitigen Fürsorge auf Augenhöhe. Weil «menschliches Leben grundsätzlich nur in gegenseitigem Handeln möglich ist», ist «zu tun, was man dem andern schuldig ist» (224).

Zum Schluss sei dem Rezensenten eine persönliche Bemerkung erlaubt, die aus seiner Erfahrung als Vater eines geistig und körperlich behinderten Sohnes erwächst. Der Mensch braucht nicht nur Selbstbestimmung und Kommunikation, sondern auch Schutz, vor allem wenn jemand wegen seiner besonderen Behinderung sich den notwendigen Schutz nicht selber schaffen kann. Die von Neumann und anderen betriebene Depravierung der «Separation in Anstalten» verkennt die tagtäglichen Bemühungen um Empowerment in institutionellen Behindertenheimen (also bedeutend mehr als den Standard «satt und sauber»), ja gefährdet überdies die politische Bereitschaft zur weiteren Finanzierung der Heime aus Steuermitteln. Das anspruchsvolle Ziel der Inklusion, das im Schulbereich der geistig Behinderten m.E. bisher mindestens ebenso viele Verlierer wie Gewinner produzierte, würde zur heuchlerischen Fratze mutieren, wenn diejenigen, die am unteren Ende der Behinderten-Rangordnung stehen, schlussendlich die Zeche für die anderen zahlen müssten.

Edgar Kellenberger, Oberwil